

steller angesprochen wird. Der Hochstapler Casanova gibt sich einmal als Magier aus, ein anderes Mal agiert er als Arzt. Er wird sogar festgenommen, zur Flucht gezwungen oder muss über Nacht panikartig eine Stadt verlassen.

Die Schriftstellerei ist für Casanova von großer Bedeutung. Er schreibt Theaterstücke, philosophische Abhandlungen und zuletzt seine Autobiografie. Der Schriftsteller Casanova bestimmt auch Lydia Flem's Interpretation des Lebens Casanovas als „Einübung ins Glück“. Dem alternden Casanova bleiben die Erinnerungen. „Indem er sich an vergangene Freuden erinnert, erneuert er sie und genießt sie ein zweites Mal.“ (11) Das Schreiben als Erinnerung der gelebten Lust macht Casanova noch im Alter glücklich. Die Macht des Schreibens soll sein Leben unsterblich machen. „Er schreibt, um sein Leben in ein Kunstwerk zu verwandeln und sich selbst zur literarischen Gestalt zu erheben.“ (17) Diese Selbstinszenierung des eigenen Lebens und Handelns als Glück zu interpretieren, wie Flem es tut, erscheint mir nicht angemessen. Vielmehr dürfte es Casanova darum gegangen sein, Anerkennung, Ruhm und Ehre in einer streng hierarchisierten Gesellschaft zu erlangen. Und dabei scheint Schreiben das geeignete Mittel zur Erreichung des Zwecks gewesen zu sein.

Dennoch zieht Lydia Flem im letzten Satz des Buches folgenden Schluss: „Es gibt auch ein Glück jenseits der Lust – dies ist das unverschämte Vermächtnis des Giacomo Casanova.“ (250) Dieser Schlusssatz hängt wie andere Interpretationen der Autorin völlig in der Luft und bleibt weitgehend unnachvollziehbar.

Wolfgang Schmid, Wien

Michael Meuser, **Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster.** Opladen: Leske + Budrich 1998, 327 S., öS 350,00/DM 48,00/sFr 44,50, ISBN 3-8100-2000-1.

Martin Dinges Hg., **Hausväter, Priester, Kastraten. Die Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.** Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1998, 297 S., öS 307,00/DM 42,00/sFr 40,30, ISBN 3-525-01369-8.

Wolfgang Schmale Hg., **MannBilder. Ein Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung.** Berlin: Berlin Verlag 1998, 268 S., öS 350,00/DM 48,00/sFr 44,50, ISBN 3-87061-698-9.

Männer zwischen Habitus, Rolle und Körper

Die deutschsprachige „Männergeschichte“ versucht in den letzten Jahren ihren Gegenstand und ihre Forschungsfelder abzustecken.¹ Dabei

¹ Die angloamerikanischen *men's studies* können hingegen auf eine langjährige Debatte verweisen. Den besten bibliografischen Überblick bringt Michael Flood, *The Men's Bibliography. A Comprehensive Bibliography of Writing on Men, Masculinities*

stellt sich immer mehr heraus, dass man nicht einfach die zweite Hälfte der Geschlechtergeschichte besetzen kann. Der Geschlechter- bzw. *gender*-Begriff gehört inzwischen zum Kanon historischer Kategorien, seine nachträgliche Parzellierung stößt nicht nur auf theoretischen Widerstand sondern auch auf Skepsis und Ablehnung durch etablierte geschlechtergeschichtlich orientierte Historiker/innen. Wie jede sich formierende Subdisziplin trachtet die Männergeschichte deshalb, einen eigenen bzw. neuen Gegenstand zu (er)finden – beste Chancen besitzt/besitzen derzeit die „Männlichkeit/en“. Dies aus zwei Gründen: Zum einen soll damit ein Beitrag zum Verständnis der angeblichen Krise des modernen Mannes geliefert werden. Zum anderen glaubt man, mit der/den Männlichkeit/en einen Gegenstand gefunden zu haben, dessen Konstitution bzw. Konstruktion auf eine spezifische Art und Weise vor sich geht. Männer werden dabei nicht nur als Personen mit Geschlecht verstanden, sondern als solche mit einem ‚eigen-sinnigen‘ Geschlecht, das auch ohne Referenz auf die Mann-Frau-Beziehungen gedacht werden kann. Womit die größte Schwachstelle der noch jungen Männergeschichte angesprochen ist: Aufgrund mangelnder theoretischer Auseinandersetzung mit dem Gegenstand und der Fixierung auf Männlichkeitsbilder in europäischen und amerikanischen Gesellschaften des 18. bis 20. Jahrhunderts blieb die Frage, was denn eigentlich unter „Männlichkeit/en“ zu verstehen sei, bisher mehr oder weniger im Dunkeln.

Eine im Vorjahr erschienene Publikation zu soziologischen Männlichkeitstheorien versucht nun Licht in die *Blackbox* der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung zu bringen. Wie wird Männlichkeit gemacht? Diese Frage stellt der Sozialwissenschaftler Michael Meuser in seiner an der Universität Bremen approbierten Habilitationsschrift, aus der „Geschlecht und Männlichkeit“ hervorgegangen ist. Der Autor nähert sich dem komplexen Thema auf zwei Ebenen: Im ersten Teil des Buches breitet er soziologische Geschlechter- und Männlichkeitstheorien aus, im zweiten Teil analysiert er konkrete Diskurse von Männern und über Männer. Nach Meuser würden sich Geschlechter- und damit Männlichkeitskonzepte schon bei den Klassikern soziologischen Denkens finden. Bei Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Emile Durkheim stellt der Autor neben ersten sozial-konstruktivistischen Perspektiven aber primär essenzialistische Zuschreibungen der Geschlechterdifferenz fest. Am Beispiel der Rollentheorie Talcott Parsons kritisiert er auch das in den 50er, 60er und 70er Jahren dominierende Denken in Geschlechterrollen. Es sei zu statisch, wenig macht- und herrschaftsorientiert und unausgegoren in Bezug auf die *sex-gender*-Problematik und die (körperliche) Aneignung von Geschlecht. Zwei mögliche Formen der sozialen Konstruktion von Männlichkeit sieht Meuser im symbolischen Interaktionismus und in der Ethnomethodologie realisiert. Beide Konzepte würden die paradigmatischen Schranken der Heteronormalität – die dem modernen westlichen Denken unterlegte Zweigeschlechtlichkeit – grundlegend in Frage stellen. Ethnomethodologische Ansätze fokussierten das

and Sexualities, Canberra ⁷1999. Die Bibliografie kann auch unter der Internet-Adresse <http://www.anu.edu.au/~a112465/mensbiblio/mensbibliomenu> abgerufen werden.

doing gender und das *passing* und lösten die Polarität von *sex* und *gender* zu Gunsten eines ‚kulturellen Körpers‘ auf. So faszinierend die Aufhebung der Geschlechtergrenzen auch anmutet, in der Forschungspraxis würde sie nach Meuser zu einer systematischen und methodischen Überforderung der Männerforschung führen. Wie Geschlechts/er/zugehörigkeit mittels sozialer Interaktion konstituiert wird, demonstriert der Autor anhand der geschlechtersoziologischen Arbeiten Erving Goffmans. Laut Goffman würde die Geschlechterordnung primär durch institutionelle Arrangements und durch symbolische und ritualisierte Besetzungen entstehen. Außerhalb der sozialen Praxis würde diese Ordnung nicht existieren.

Den Männlichkeitskonzepten der Frauenforschung und der *men's studies*/Männerforschung widmet Meuser ebenfalls ein längeres Kapitel. Innerhalb der Frauenforschung der letzten Jahrzehnte lokalisiert er in den Patriarchats- und *gender*-Diskursen die zwei maßgeblichen Konzepte. Er wiederholt die Kritik an der binären Vereinfachung des Patriarchatsdenkens und macht auf die Missachtung individueller Handlungsspielräume und Binnendifferenzierungen aufmerksam. Dem *gender*-Konzept attestiert er trotz bzw. gerade auf Grund mangelnder begrifflicher Präzision mehr Offenheit gegenüber der Ausdifferenzierung männlicher – wie auch weiblicher – Lebenszusammenhänge. Die meisten *gender*-Ansätze würden zudem nicht nur die Machtrelationen zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb derselben problematisieren. Anders als im Patriarchats-Diskurs, wo es primär um die Auswirkungen des Handelns ginge, stünden hier die verstehende Rekonstruktion von Eigen- und Fremdwahrnehmung und die unterschiedlichen Deutungsmuster des Geschlechterverhältnisses im Mittelpunkt. Bevor sich Meuser den soziologisch-theoretischen Positionen der *men's studies* zuwendet, äußert er sich auch zum Verhältnis von Männer- und Frauenforschung. In der Männerforschung würden „Probleme des methodischen Vorgehens ... kaum besprochen; wichtiger als eine Erörterung der Gütekriterien der Forschung erscheint allemal die Diskussion der geschlechterpolitischen Orientierung im Verhältnis zum Feminismus“ (92). Die Männerforschung wiederhole zudem den überholten Paradigmenstreit der Frauenforschung: In den *men's studies* stünde das Patriarchatskonzept, erweitert um den Binnenaspekt männlicher Macht, einem Konzept hegemonialer Maskulinität, das neben der Geschlechterdifferenz auch die Machtverhältnisse unter den Männern berücksichtigt, gegenüber.

Der zweifelsohne spannendste theoretische Abschnitt des Buches umfasst leider nur zehn Seiten. Dort stellt der Autor, ausgehend von Pierre Bourdieus Habituskonzept, Überlegungen zu einer soziologischen Theorie des männlichen Habitus an. Bei diesem zugegebenermaßen als „Entwurf“ deklarierten Konzept bleibt Meuser aber nicht nur die Systematik schuldig, sondern auch die notwendige theoretische Ausdifferenzierung und kritische Reflexion der eigenen Überlegungen. Nur zwei der nicht ausgeführten Problemstellungen seien hier angesprochen: Im Anschluss an Bourdieu behauptet Meuser, der geschlechtliche Habitus sei naturalisierte und verkörperte Praxis, eine „einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte“ (113). Über die Art und Weise, wie der Körper/Leib diese Geschichte aneignet

und wieder vergisst, lässt er uns allerdings völlig im Unklaren. Hinweise auf „die Sozialisation“ genügen hier sicherlich nicht. Gerade die selektiven und sich wandelnden körperlichen Aneignungsformen sind es aber, die Männlichkeit und Weiblichkeit in sozialen wie historischen Dimensionen verstehbar und analysierbar machen. Hier schließt eine weitere theoretische Leerstelle an: Meusers Entwurf versteht sich als datenbasierte Theoriebildung (*grounded theory*) und muss deshalb dem elementaren Vorwurf begegnen, nur für ein bestimmtes Sample Gültigkeit zu besitzen. Mit dem Hinweis auf notwendige weitere Studien entzieht sich der Autor jedoch der Reflexion der sozialen, kulturellen wie auch historischen Repräsentativität seines Konzepts.

Der zweite, empirische Teil des Buches befasst sich mit der „erlittenen Emanzipation“ der Männer und hier insbesondere mit deren Reaktionen auf das konfliktträchtige Geschlechterverhältnis und auf das Abhandenkommen männlicher Selbstverständlichkeiten. Meuser nähert sich dieser Problematik über den Diskurs der „Männerverständigungsliteratur“ und die Diskussionen unterschiedlicher „Männergruppen“. In beiden Fällen geht es ihm um eine Rekonstruktion kollektiver Sinngehalte und um die wissenssoziologische Analyse der unterlegten Deutungsmuster. Die in den letzten Jahrzehnten boomende Männerverständigungsliteratur zerfällt seiner Meinung nach in drei Teildiskurse: in einen Defizit-, einen Maskulinismus- und einen Differenzdiskurs. Anhand einiger Bestseller des Genres zeigt Meuser die jeweilige Männlichkeitskonstruktion und skizziert deren Entwicklung. Während in der zweiten Hälfte der 70er Jahre die Dekonstruktion von Männlichkeit im Mittelpunkt stand, traten in den 80er und 90er Jahren zunehmend Versuche der (Re)Konstruktion neuer Männlichkeit/en an ihre Stelle. Vor allem Vertreter des „neuen Maskulinismus“ wandten sich dabei zusehends gegen feministische Positionen und strebten eine Entkoppelung des Männlichkeitsdiskurses von der Geschlechterdebatte an.

Nach der in dieser Literatur vertretenen Meinung müsse seit den 70er Jahren von einer „Krise des Mannes“ gesprochen werden. Bei einem beträchtlichen Teil der von Meuser untersuchten dreißig Männergruppen ist davon jedoch nichts zu bemerken. Unter „Männergruppe“ werden einerseits männerbündisch strukturierte Zusammenschlüsse verstanden, die dem geselligen Beisammensein ebenso dienen können, wie gemeinsamen sportlichen Tätigkeiten oder sozialem und politischem Engagement. Andererseits finden sich in dem Sample auch „neue Männergruppen“, deren primäres Ziel die männliche Selbstfindung ist. Meuser hat beiden eine, für viele Probanden „saudumme“ Frage gestellt: „Was heißt es oder bedeutet es für Sie/Euch, ein Mann zu sein?“ Die aufgezeichneten Diskussionen analysiert er mittels der „dokumentarischen Methode“, die auf eine distanzierte und komparative Interpretation der symbolischen Sinnwelten abzielt. Das Untersuchungsergebnis widerspricht eindeutig dem medialen Krisengeschrei: Für einen Gutteil der Männer(gruppen) steht der traditionelle Geschlechtscharakter weiterhin außer Frage. Für sie ist die ‚alte‘ bürgerliche Geschlechterdifferenz durch „die Natur“ oder „die Tradition“ vorgegeben. Diese Männer würden nach wie vor eine habituelle Sicherheit bezüglich ihrer geschlechtlichen Lage besitzen. Bei der Gruppe der männerbewegten

und vom Emanzipationsdiskurs verunsicherten Männer würde die feministische und mediale Krisendebatte hingegen eine starke lebensweltliche Entsprechung besitzen. Sie hätten ihre habituelle geschlechtliche Sicherheit mehr oder weniger verloren. Aufhorchen lässt Meuser mit der Feststellung, dass die Konstruktion eines neuen und sicheren männlichen Habitus nicht durch Reflexion oder Therapie erfolgen könne. Wie seine Befunde zeigen, sind gerade die „neuen Männergruppen“, die sich der Dauerreflexion und der Suche nach männlicher ‚Authentizität‘ verschrieben haben, bei dieser Aufgabe gescheitert. Einzig der Rückzug in homosoziale Männergemeinschaften und -bünde würde vielen dieser in ihrem Geschlecht heimatlosen Männer letzte Sicherheit bringen.

Warum Meuser im ersten, theoretischen Teil des Buches das *doing gender* hervorgehoben hat, wird spätestens in jenem Kapitel deutlich, in dem er die „modernisierte Männlichkeit“ vorstellt. Sie lokalisiert er in einer Sinnwelt, die weder durch Traditionalismus, noch durch verunsichertes Denken und Handeln geprägt ist. Entgegen den bisherigen Annahmen würden die Vertreter dieses neuen Habitus nicht dem großstädtisch-bürgerlichen Milieu entstammen, sondern der jungen Facharbeiterschaft (in einer Anmerkung erweitert er diese Gruppe allgemein auf Männer aus *dual career couples*). Deren Motto lautet: „Du tust es einfach, du redest nicht.“ Diese Männer seien zeitgleich mit der zweiten Frauenbewegung aufgewachsen, ohne jedoch in ihren lebensweltlichen Erfahrungen vom feministischen Diskurs geprägt zu werden. Sie würden der Geschlechterdifferenz nahezu jegliche Bedeutung absprechen und setzten sich stattdessen für eine individualisierte Leistungsethik ein. Durch pragmatische Arrangements mit der berufstätigen Partnerin hätten diese Männer „in der Tat“ eine neue habituelle Sicherheit angeeignet. Die aus dem *doing gender* resultierenden Konsequenzen für die Geschlechterpolitik streicht Meuser klar heraus: *Queer-politics* wie auch Dekonstruktion sollten weniger auf den Geschlechterdiskurs setzen, sondern auf eine Welt der Praxis, in der „die Geschlechtszugehörigkeit praktisch bedeutungslos wird, weil sich keine soziale Differenzierung von Aufgaben und Arbeiten mehr daran knüpft“ (262). Oder anders formuliert: Die Modernisierung der Männlichkeit könne nur erfolgreich sein, wenn der Mann *nicht als Mann* seine traditionell verbürgten männlichen Privilegien abgeben müsste.

Junge ‚unemanzipierte‘ Facharbeiter als Avantgarde einer modernisierten Männlichkeit – an diese Vorstellung werden sich manche erst gewöhnen müssen. Meusers der verstehenden Soziologie verpflichtete Rekonstruktion von Sinnwelten lässt jedoch auch hier eine Reihe grundlegender Problemstellungen unberührt: So zum Beispiel die Tatsache, dass männliche Sicherheit nicht nur in praxisorientierter Co-Konstruktion mit Partnerinnen erlernt wird, sondern auch in anderen Gemeinschaften – etwa in solchen mit traditionell-sicheren wie verunsicherten Männern am Arbeitsplatz. Wie deren *doing gender*, das ja alles andere als desexuierte und egalitäre Geschlechterverhältnisse repräsentiert, in die moderne Männlichkeit bzw. männliche Körperlichkeit eingeschrieben oder eben nicht eingeschrieben wird, bleibt unklar. Auch die lebensgeschichtliche Entwicklung des neuen Mannes wird nicht weiter dargelegt. Die Rekonstruktion der Lebenswelt umfasst einzig die Jahre der Part-

nerschaft. Man darf jedoch annehmen, dass viele der modernisierten Männer in Jugend und Adoleszenz einen anderen Habitus aneigneten. Wie bereits im Theorieteil, klärt uns Meuser auch hier über den möglichen Übergang von einer habituellen Sicherheit in eine andere und damit über den prozessualen Charakter des geschlechtlichen Habitus nicht auf. Auch wenn er abschließend „konjunktive Erfahrungsräume“ ausdifferenziert, also milieu-, entwicklungs- und generationsspezifische Besonderheiten herausstreicht, übergeht er diese Problematik. Vermisst habe ich im empirischen Teil des Buches auch jenen Aspekt, der die wortwörtliche Inkorporation von Männlichkeit/en darstellt: die männliche/n Körpersprache/n wird/werden dort mehr oder weniger ignoriert.

Diese Lücken stellen jedoch keineswegs die Qualität des Buches in Frage. Es wäre zu wünschen, dass Meusers Werk Eingang in die Männerverständigungsliteratur findet und die dort grassierenden Männlichkeitsideologien entlarvt. Doch für eine populärwissenschaftliche Rezeption ist dieses Buch schon auf Grund seiner begriffsgenauen wissenschaftlichen Sprache zu anspruchsvoll. Gerade aus diesem Grund sollte es aber zur Basislektüre für all jene werden, die sich professionell mit Männerforschung und Männergeschichte beschäftigen. Wer Meusers Buch gelesen hat, wird dem Gegenstand „Männlichkeit“ nicht mehr ‚einfach‘ und intuitiv begegnen können. Folgt man den zentralen Hypothesen des Werkes, ergeben sich für die Männergeschichte deutliche Perspektivenänderungen: Obwohl Diskurse auf Grund der Quellenlage wesentlich leichter greifbar sind, wird man in Hinkunft der detailgetreuen Analyse der sozialen Praxis und den Formen der körperlichen Aneignung von Männlichkeit noch mehr Aufmerksamkeit schenken müssen. Mit der Veränderung der Aneignungspraktiken sollte dann die Frage, wie und warum es zum Verlust habitueller männlicher Sicherheiten und zur Ablösung eines geschlechtlichen Habitus kam, in den Mittelpunkt der Männergeschichte treten. Neben sozialen, generationspezifischen und lebensgeschichtlichen Differenzierungen wird man auch unterschiedliche Phasen und Perioden von Männlichkeit/en diskutieren können. Noch schwer wiegender wird für manche die Einsicht sein, dass das heteronormale westlich-bürgerliche Geschlechts- und Geschlechtermodell nur eine Möglichkeit ist, den ‚Menschen‘ geschlechtlich zu denken. Null- bis Multigeschlechterkonzepte und radikal-konstruktivistische Körpertheorien können dann an die Stelle der traditionellen *sex-gender*-Differenz treten.

Einen ersten Schritt zur Untersuchung vorbürgerlicher Männlichkeiten macht Martin Dinges mit dem von ihm herausgegebenen Sammelband „Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit“. Die aus einer Werkstatttagung am *Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung* in Stuttgart hervorgegangenen Beiträge nähern sich der historischen Konstruktion von Männlichkeit als Geschichte von Diskursen und sozialer Praxis. Laut Dinges sei die Männergeschichte derzeit allerdings nicht mehr als ein „schwaches Rinnsal“ (8), das seinen Ursprung in der Geschlechter- und Homosexualitätsgeschichte nicht verleugnen könne. Dennoch würde ein männergeschichtlicher Zugang schon wegen eines dreifachen „Defizits“ der Geschlechtergeschichte notwendig sein: Von

dieser würden „Männer fast nicht eigenständig thematisiert; das gilt zweitens besonders für die Zeit vor dem 19. Jahrhundert; Männer spielen drittens als Autoren fast keine Rolle“ (9). Sind die beiden ersten Mankos leicht nachvollziehbar, so bleibt Dinges bei letztem Punkt ziemlich kryptisch: Seiner Meinung nach könne sich wegen dem bislang geringen Männeranteil „innerhalb der Geschlechtergeschichte schwerlich ein Dialog zwischen Historikerinnen und Historikern entwickeln“ (9). Positive Anknüpfungspunkte für die Männergeschichte sieht er im *gender*-Paradigma, das die soziale und damit auch historische Konstruktion des kulturellen Geschlechts essenziellistischen Standpunkten vorziehe und hegemoniale Verhältnisse innerhalb und zwischen den Geschlechtern fokussiere. Der Geschichte der männlichen Gleichgeschlechtlichkeit wiederum verdanke die Männergeschichte die Einsicht, dass nicht *eine* Männlichkeit, sondern relationale *masculinities* den Gegenstand der Forschung bilden sollten.

In seiner Einleitung entwirft Dinges auch die „Umriss einer empirisch gesättigten Theorie der Konstruktion von Männerrollen“ (17). Im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit würde diese Konstruktion nach mindestens drei Modellen geschehen: nach einem binären (männlich/weiblich, männlich/unmännlich und menschlich/tierisch), nach einem trinären (weiblich/männlich/anders) und nach dem Modell mehr oder weniger erfolgreicher, richtiger oder anderer Rollenführung. In der Praxis würden sich die männlichen Geschlechtsrollen als eine komplexe Mischung von männlichen bzw. weiblichen Geschlechtsrollenkonstruktionen darstellen. Die historische Forschung müsse sich in Zukunft verstärkt auf die vielfältigen Formen der Rollenaneignung, auf das *doing gender* konzentrieren. Wobei Dinges den historischen Akteuren nicht nur bei der Rollenkonstruktion eine „Fülle von Konsens- und Dissensmöglichkeiten“ (17) zubilligt, sondern auch bei den unterschiedlichen „Weisen, Rollen zu erfüllen bzw. zu inszenieren“ (18). Ersterem wird man gerne zustimmen. Mit der zweiten These und der Behauptung, dass den Akteuren „Wahl- und Aneignungsmöglichkeiten“ (18) zur Verfügung stünden, stößt Dinges jedoch an die Grenzen des Geschlechts-„Rollen“-Konzepts – es wird nicht klar, welches soziologische oder sozialpsychologische Rollenkonzept den Ausführungen überhaupt unterlegt ist. Gerade im Bereich der Geschlechtlichkeit scheint auch in früheren Jahrhunderten die willentliche Wahl und Aneignung von Rollen nur in einer „verkehrten Welt“ – von der bezeichnenderweise die Abbildung am Buchumschlag berichtet – möglich gewesen zu sein. Ob und wie jemand eine „Rolle“ spielte, lag außerhalb des ihm/ihr bewusst werdenden und zur Verfügung stehenden Skripts. Folgt man den Thesen Meusers, so müssten Männlichkeitsoptionen sogar als Indiz dafür gelten, dass ein geschlechtlicher Habitus nicht mehr konfliktfrei angeeignet werden konnte. Das Rollenkonzept verleitet Dinges zu einer weiteren folgenschweren Annahme: Er postuliert einen „enormen Rollenvorrat auch der stratifizierten und sich ausdifferenzierenden Gesellschaften“ (18) und warnt die Männergeschichte vor vorschnell angenommenen, dominanten Männerrollen. Die meisten der im Buch abgedruckten Beiträge scheinen mir jedoch eher ein Indiz dafür zu sein, dass es nicht nur divergierende Männlichkeitskonstruktionen gab, sondern dass die-

se in recht unterschiedlichem Ausmaß für eine lebensweltliche Aneignung zu gebrauchen waren. Auch in Spätmittelalter und Früher Neuzeit scheint es trotz vieler Männlichkeitsbilder nur wenige Pfade zu einer inkorporierten und fraglosen Männlichkeit und Geschlechtssicherheit gegeben zu haben.

Die Beiträge des Buches breiten eine bunte Palette frühneuzeitlicher Männlichkeitsbilder aus. Im ersten Teil finden sich „Diskurse über ‚zentrale‘ und ‚periphere‘ Männerrollen“ (5) – eine Zweiteilung, die eigentlich für die Dominanzthese spricht. Heike Talkenberger geht den Frauen- und Männerrollen in sechzig württembergischen Leichenpredigten des 16. bis 18. Jahrhunderts nach und kommt zum Schluss, dass die Männerrollen differenzierter ausfielen als man erwarten würde: „Neben dem erfolgreichen Kriegshelden und weisen Herrscher stand der liebevolle Ehemann und Vater, neben dem in öffentlichen Ämtern pflichtbewusst wirkenden Beamten stand der fromme Adelige oder Bürger, der sich durch seine besonders intensive religiöse Praxis auszeichnete.“ (59) Die Überlagerungen und Ambiguitäten der Männerbilder lassen auch hier das dem Band unterlegte Rollenkonzept fragwürdig erscheinen. Die Zielsetzungen und Strategien der historischen Diskursträger streicht Talkenberger hingegen zurecht heraus: Die in den Leichenpredigten konstruierten männlichen *Lebensgeschichten* würden vor allem didaktischen und politischen Zielsetzungen dienen. Das galt auch für die barocken Volkspredigten, die Renate Dürr zu ihrer Analyse des Selbstverständnisses katholischer Seelsorgegeistlicher zwischen 1660 und 1710 heranzieht. Dabei weist sie wiederholt auf den metaphorischen Gehalt dieser Texte hin. In der Gegenwart meist eindeutig männlich oder weiblich konnotierte Bilder würden im Verständnis der Frühen Neuzeit oft quer zu den Charakterzuschreibungen der Geschlechter liegen – wie das Bild von der Mütterlichkeit des Herrschers oder des Priesters als „liebreicher Saugamme“. Die Selbstkonstruktion des Priesters fiel insgesamt recht zwiespältig aus: Zum einen umfasste sie das Bild des „Guten Hirten“, der sich durch fürsorgliche Demut auszeichnete. Zum anderen sahen sich die Priester als strenge und durchaus kämpferische Wächter der Sitten und Gebräuche. Die Beiträge von Talkenberger und Dürr belegen, dass die Priester bei ihrer männlichen Fremd- und Selbstkonstruktionen noch Eigenschaften vereinten, die durch die biologistische Wende der Aufklärung auf den gegenüberliegenden Seiten der Geschlechtergrenze angesiedelt wurden.

Die Grenzgebiete des zweigeschlechtlichen abendländischen Denkens stehen auch im Mittelpunkt der Beiträge von Bernd-Ulrich Hergemöller und Patrick Barbier. Anhand ausgewählter „Sodomie“-Prozesse aus dem Venedig des 15. Jahrhunderts zeigt Hergemöller, wie in der spätmittelalterlichen Homosexuellenverfolgung „widernatürliche Unzucht“ konstruiert wurde. Als Referenzpunkt dienten die Vorstellungen vom „natürlichen“ ehelichen Geschlechtsverkehr. Der sodomitische Täter würde in Analogie dazu als männlich, aktiv, älterer Mann, (anal) penetrierend und ejakulierend vorgestellt und wegen der Missachtung der „naturgegebenen“ Ordnung mit der Todesstrafe bedroht. Laut Hergemöller lassen sich seit dem 15. Jahrhundert bei zahlreichen Sodomitern konstante, affektiv geprägte Grundneigungen oder langfristige

spezifische Lebensformen feststellen. Mit dem „Dauersodomiten“ präsentiert er ein Männlichkeitsmodell, das die Diskussion um die Entstehung homosexueller Identität zweifelsohne intensivieren wird. Die bisherigen Hypothesen behaupten ja eine wesentlich spätere Entstehungszeit – die effeminierte *Queen* würde um 1700 und der *Homosexuelle* sogar erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auftreten. Hergemöller betont die Auswirkungen des spätmittelalterlichen Sodomiekonzepts auf das Modell der Zweigeschlechtlichkeit. Schon im 15. Jahrhundert sei Sodomie nicht bloß als widernatürliches Handeln interpretiert worden, sondern – wegen der potenziellen Möglichkeit des Rollentausches beim Geschlechtsverkehr – auch als Verletzung der Geschlechterordnung. Letztere schien in der Gestalt des Kastraten vollends vernichtet zu sein. Patrick Barbier beschreibt die gesellschaftliche Reaktion auf jene kastrierten Männer, die im 17. und 18. Jahrhundert mit dem Ziel operiert wurden, ihre Knabenstimme als Singstimme zu erhalten. Laut Barbier galten die Sängerkastraten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts als völlig „normal“ und wurden wegen ihrer Leistungen für die Kirchenmusik und das Lob Gottes geschätzt. Auf die Zeitgenossen und insbesondere auch auf die Zeitgenossinnen übten sie wegen ihrer hohen und durchdringenden Stimmlage und wegen fehlender männlicher Geschlechtsmerkmale und unklarer Geschlechtszuordnung eine große Faszination aus: Die (Un)Ordnung der Geschlechter war diesen geschlechtslosen Männern im wahrsten Sinn des Wortes in und auf den Leib geschrieben.

Um die Verkörperung von Liebe und sexueller Begierde geht es auch bei Cordula Bischoff, wenn sie die bildsprachliche Entwicklung des Herkules-Omphale-Mythos zwischen 1520 und 1750 untersucht. Dieser Mythos sei für geschlechter- und männergeschichtliche Fragen vor allem deshalb interessant, weil er vom Tausch der Geschlechterpositionen handle und über die Jahrhunderte hinweg zur Spiegelung relationaler Geschlechterbilder verwendet wurde. Dem Beitrag von Bischoff sind Abbildungen beigegeben, die – hat man sich auf Grund vertauschter Bildunterschriften einmal zurechtgefunden – den Wandel der Bildsprache auch visuell nachvollziehbar machen. Die Bildanalyse ergibt, dass der Geschlechtertausch bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sowohl von den Malern als auch von ihren adeligen Adressaten extrem negativ bewertet wurde. Indem man Herkules als Sklaven der Frau oder als Karikatur des männlichen Mannes darstellte, wollte man Ängste vor Männlichkeits- und Machtverlust evozieren. In der zweiten Jahrhunderthälfte wurden diese Angstfantasien durch Bilder gegenseitiger und sinnlicher Liebe ersetzt. Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelte sich die Idee, wonach von Leidenschaft getriebene Männer durch gefühlbetonte Frauen bezähmt, verfeinert und in die häusliche Ordnung integriert werden sollten. Zum Programm der ‚Domestizierung‘ und ‚Zivilisierung‘ des Mannes gehörte auch der seit der Reformation anschwellende Diskurs über die schädlichen Folgen des Alkoholkonsums. Michael Franks Beitrag – eine Diskursanalyse, die im zweiten Teil des Buches platziert ist, aber eigentlich dem ersten zuzurechnen wäre –, stützt sich hauptsächlich auf Predigten, Trinkliteratur und medizinische Traktate. Mäßigung und Selbstkontrolle sollten demnach das Trinken

sozial handhabbar machen. Gleichzeitig fungierte das Saufen als zentrales Moment männlicher Selbstdarstellung und hegemonialer Maskulinität. Als männlich galt derjenige, der bei den homosozialen Trinkexzessen mithalten konnte, ohne dabei die Beherrschung über Körper und Geist zu verlieren. Wenn Frauen in diese männliche Domäne eindrangten, setzten sie unwiderruflich Demut und Keuschheit und damit die zwei wichtigsten Bestandteile der weiblichen ‚Ehre‘ aufs Spiel. Frank betont aber auch, dass saufende Männer eine Bedrohung der Geschlechterhierarchie darstellten: Alkohol, so glaubte man über die Jahrhunderte hinweg, könnte Männer zu ‚richtigen‘ Männern, aber genauso gut zu entmannten Memmen machen.

Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Gerichte hatten sich immer wieder mit Geschlechterkonflikten zu beschäftigen. Der zweite Teil des Buches umfasst Forschungsarbeiten, die Gerichtsakten unter männergeschichtlicher Perspektive auswerten und nach den Praktiken der sozialen Konstruktion von Männlichkeit/en fragen. Heinrich R. Schmidt verweist darauf, dass „Hausväter“ vor Gericht nicht nur eine soziale Position vertreten mussten, sondern auch eine geschlechtliche. Die Akten reformierter, lutherischer und katholischer Sittengerichte würden belegen, dass der Patriarchalismus der Hausväterideologie nicht nur das Recht auf Herrschaft und Gewalt verbriefte, sondern auch Anforderungen und Pflichten mit sich brachte. Wenn Ehefrauen wegen körperlicher und verbaler Gewalt oder schlechten *Hausens* gegen ihre Männer klagten, gerieten letztere angesichts der häuslichen Schutz- und Schirmfunktion in massiven Rechtfertigungsnotstand. Die Aufrechterhaltung ihrer Vorherrschaft hätten diese Männer mit der eigenen Disziplinierung bezahlt: „Das Hausvater-Ideologem war ein Programm, das eine moralische Reform seines Hauptträgers, des Mannes, miteinschloss und stellte deshalb eine Waffe zur Domestizierung der Männer in der Hand der Frauen dar.“ (224) In der Praxis bedeutete dies für die Männer nicht nur das ‚Haus‘ zu beherrschen, sondern auch sich als fleißig, sorgsam und maßvoll zu erweisen. Wie die letzten beiden Artikel veranschaulichen, widersprach verbale und körperliche Gewalt diesen Vorgaben ganz massiv, gehörte aber gleichzeitig zu jenem Instrumentarium, mit dem Männlichkeit immer wieder in Szene gesetzt wurde. Schweizer Gerichtsakten des 15. und 16. Jahrhunderts dienen Gerd Schwerhoff dazu, blasphemische Schwüre als performative Sprechakte zu interpretieren und sie als eindeutig „männlich“ konnotierte Verhaltensweisen zu sehen. Die verurteilten Gotteslästerer würden primär den Unterschichten bzw. Randgruppen entstammen und wollten mit ihren ‚starken‘ Worten Virilität vermitteln. Da blasphemische Reden aber als religiöse und soziale Abweichung schlechthin galten, könne dieser Sprachgestus auch als ein Hinweis auf die Fragilität männlicher Identität und auf die soziale Ohnmacht dieser Männer interpretiert werden. Weniger schwere Verbalinjurien bildeten das Vorspiel der körperlichen Auseinandersetzungen, die in Gerichtsakten, den „Kundschaften und Nachgängen“, der frühneuzeitlichen Stadt Zürich zu finden sind und von Francisca Loetz untersucht werden. In Abgrenzung von einer anthropologisch begründeten Körpergeschichte wendet sie sich den kulturell und relational geprägten gewalttätigen Formen der Körpersprache, oder

besser dem „Sprechen-mit-dem-Körper“ zu. Im Ablauf der männlichen Raufhändel wären bezeichnende Regelmäßigkeiten aufgetreten: In der Eröffnungsphase hätte man meist die Redlichkeit des Kontrahenten in Zweifel gestellt, bei der Gegendrohung würde mittels körperlicher Gesten und Waffen die eigene Kampfbereitschaft hervorgekehrt. Schläge mit offener Hand, An-den-Haaren-Ziehen und Kratzen bildeten den Grundstock des eigentlichen Kampfrepertoires. Dabei hätte man meist nur wenige Körperstellen, nämlich Arme, Brust, Achsel und Kopf attackiert. Ziel der Raufereien war es somit nicht, den Gegner körperlich zu verletzen, sondern seiner Ehre Schaden zuzufügen. Symbolische Unterwerfung, ritualisierte Drohgebärden und die Verteidigung der (in der Brust angesiedelten) ‚Ehre‘ gehörten nach Loetz zum Kanon des immer wieder herzustellenden Männlichseins.

Den letzten Abschnitt ihres Beitrages betitelt Francisca Loetz mit „Zeichen der Männlichkeit, ein Beitrag zur Geschlechtergeschichte?“ und kommt damit auf das ungeklärte Verhältnis von Männer- und Geschlechtergeschichte zu sprechen. Die Autorin plädiert dafür, Geschlecht als relationale Kategorie aufzufassen und sieht die Geschichte der Männlichkeit „als Geschlechtergeschichte unter dem Aspekt des kulturell männlichen Geschlechts“ (267). Den Begriff „Männergeschichte“ will sie überhaupt vermeiden und so dem Missverständnis zuvorkommen, die „durchaus legitime emanzipatorische, identitätsstiftende Frauengeschichte der sechziger und siebziger Jahre nunmehr auf Männer spiegelbildlich anzuwenden“ (287). Ihrer Meinung nach hätte sich die „gespiegelte“ Männergeschichte einzig mit den gesellschaftlichen Idealvorstellungen von Männlichkeit (z. B. Filmhelden), mit Männern als Opfer patriarchalischer Leistungsnormen (z. B. impotente Männer) bzw. als Vertreter einer eigenständigen Subkultur (z. B. homosexuelle Männer) zu beschäftigen. Loetz steht damit in deutlichem Widerspruch zur expansionsfreudigen Sicht des Herausgebers und exemplifiziert, dass unter „Geschlechtergeschichte – mit Männern!“ (7) etwas völlig anderes verstanden werden kann bzw. verstanden werden muss als unter Männergeschichte. Diese Differenz anhand unterschiedlicher Studien für das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit vorgeführt zu haben, ist zweifelsohne die Leistung des Sammelbandes. Bei der Lektüre wird aber auch deutlich, dass die historiografische Wahrnehmung gerade in diesem Feld besonders stark durch subjektive Prämissen geprägt wird. Abhängig davon, wie Männlichkeit gedacht, imaginiert und fantasiert wird – als Rolle, Konstrukt, Bild, Habitus etc. –, verändern sich die Untersuchungsergebnisse. Deutlich wird auch, dass das Rollenkonzept nur *eine* und noch dazu recht beschränkte Möglichkeit ist, „Hausväter, Priester, Kastraten“ auf der historischen Bühne erscheinen zu lassen.

Nicht Männerrollen, sondern „MannBilder“ präsentiert Wolfgang Schmale mit dem von ihm herausgegebenen Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung. Der „Gemeinschaftsband“ resultiert aus Seminaren, die Schmale an der Universität München abgehalten hat und die auf eine Verbindung von Forschung und Lehre abzielten. Dies ist mit ein Grund, warum hier neben Originalaufsätzen auch ausgewählte, in den Aufsätzen behandelte Text- und Bildquellen abgedruckt sind. Das „Lese- und Quellenbuch“ soll für all jene ein Hilfsmittel sein,

„die sich des Themas Männergeschichte in der akademischen Lehre annehmen wollen und dafür eine Art ‚key book‘ suchen“ (31). Beim ersten Durchblättern des Buches stechen allerdings drucktechnische Mängel ins Auge, die einem solchen Anspruch nicht gerade dienlich sind: zum einen die graue und ausgefranste Schrift, zum anderen der schlechte Druck der meisten Abbildungen und Tabellen. Gerade bei einem „Quellenbuch“, das ja als Vorlage für die Reproduktion der Abbildungen dienen soll, scheint mir eine derart mangelhafte Bildqualität problematisch.

Die Einleitung des Herausgebers lässt die drucktechnischen Fehler jedoch schnell vergessen, bringt sie doch einen elementaren Beitrag zur Männergeschichte und ihrer Theorie. Schmale skizziert eingangs die Aufgaben der deutschen Männergeschichte – in der österreichischen Szene, zu der Wolfgang Schmale inzwischen selbst gehört, sollten seine Forderungen ebenfalls Gehör finden. Männergeschichte „muss sich im Kontext der etablierten Geschlechtergeschichte und im Blick auf die Frauengeschichte definieren; sie muss konkrete Forschungsarbeit leisten und anregen, d. h. Quellen neu erschließen und möglichst viele Fallstudien auf den Weg bringen; sie sollte eine Theorie der Männergeschichte entwickeln; sie sollte den Nachweis der Relevanz der historischen Männerforschung für die Analyse gegenwärtiger Problemstellungen erbringen“ (9). Indem er für eine notwendige Verbindung von Männer- bzw. Geschlechtergeschichte und *neuer* Körpergeschichte eintritt, bringt er die theoretische Diskussion um einen großen Schritt weiter. Das bisherige geschlechtergeschichtlich orientierte Männlichkeitskonzept basiere laut Schmale auf einer – wenn auch unscharfen – *sex-gender*-Differenz und einer kulturellen Geschlechterpolarität. Auch wenn diese dem modernen Denken unterlegt sei, habe sich die heteronormale Vorstellungswelt erst im Laufe der letzten Jahrhunderte entwickelt. Judith Butler folgend, will Schmale deshalb die Konstruktion von Körper in den Mittelpunkt der Männergeschichte rücken und fordert einen körpergeschichtlichen *turn*. Auch die Geschichtswissenschaft müsse sich der diskursiven Körper- und Geschlechterkonstruktion annehmen. Essenzielle Geschlechtergrenzen könnten nicht mehr als gegeben angenommen werden. Am Beispiel politischer Körpermetaphern demonstriert er den Weg von mittelalterlichen zu modernen Körpervorstellungen. Erstere wären sakral, mystisch und nicht „sexualisiert“ – der Begriff „sexuiert“ schiene mir hier geeigneter, ist er doch weniger „sexualisiert“. In der Frühen Neuzeit würden sich männliche und weibliche Körpermetaphern nebeneinander entwickeln und in der Folge sexuiert und schließlich sexualisiert werden. Feste Grenzen zwischen den Geschlechtern und damit eine klare *gender*-Ordnung existierten erst seit der Aufklärung. Mit der Geschlechterdifferenz würden auch abgegrenzte männliche und weibliche Identitäten geschaffen. Im Gegensatz dazu hätte sich die ständische Gesellschaft „als Ganzes als Körper“ begriffen und „sich dabei nicht als sexualierten Körper bezeichnet“ (29). Schmales Fazit für die Männergeschichte ist radikal und wirkt in einem Buch über historische Männerforschung geradezu subversiv: Nur für die Geschichte des eindeutig sexuierten Körpers, also ab dem 17./18. Jahrhundert, sei Männergeschichte bzw. Männlichkeitsgeschichte über-

haupt als solche möglich. Für die frühere Zeit fehlten eindeutige Geschlechtergrenzen, und jede Form von Geschlechtergeschichte müsse deshalb zur Körpergeschichte – hier als Geschichte von Denk- und Vorstellungsfiguren, die der Konstruktion von Geschlecht vorgelagert sind – mutieren. Zugespielt formuliert hieße das aber auch, dass ein Gutteil der Historie, die nicht-sexuierte Zeit, für eine solche Form von Männergeschichte wie auch für eine analoge Frauen- und Geschlechtergeschichte unsichtbar bliebe. Für die gegenwärtige Männlichkeitsdiskussion hält Schmale Entwurf einer Männer- bzw. Körpergeschichte ebenfalls massive Konsequenzen bereit: Wer moderne Männlichkeit verstehen will, müsse diese dekonstruieren und desexuieren.

Schmale ist zweifelsohne ein wegweisender theoretischer Beitrag zur Konstitution, vielleicht aber auch zur (teilweisen) Abschaffung der Männergeschichte gelungen. Da sein Entwurf von vorsexuierten, sexuierten und postsexuierten Epochen ausgeht, erwartet man im Buch Beiträge, die diese Epochen und insbesondere ihre Grenzen exemplifizieren und empirisch untermauern. Die abgedruckten Aufsätze widmen sich jedoch primär der sexuierten Zeit (17. Jahrhundert bis Ende der 1970er Jahre). Auch der radikal-konstruktivistische Ansatz des Herausgebers wird nur von wenigen Autor/inn/en aufgenommen. Es überrascht zudem, dass der erste Aufsatz von weiblicher Religiosität in der Frühen Neuzeit handelt. Die Autorin, Anette Völker-Rasor, findet jedoch einen Weg, um ihre frauen- und geschlechtergeschichtlichen Ausführungen im Nachhinein als männergeschichtlich auszugeben: Forschungsdefizite würden sich vielfach erst offenbaren, nachdem die eine Hälfte der Menschheit thematisiert wurde, und Religiosität müsse von der Männergeschichte noch als Thema entdeckt werden. Außerdem meint sie: „Vielleicht müssen nicht alle Themen mit schöner Parallelität von Frauen- wie Männergeschichte bearbeitet werden. Vielleicht reicht es bereits, zu erkennen, dass jedes von der Frauengeschichte behandelte Thema eigentlich ein Thema der Geschlechtergeschichte, also auch der Männergeschichte, darstellt und nicht an irgendetwas Weibliches gebunden ist.“ (51) Völker-Rasor vereint hier, was viele Vertreter/innen der Geschlechtergeschichte gegen eine eigenständige oder auch nur parzellierte Männergeschichte vorbringen: Dank des sexuierten und relationalen *gender*-Konzepts würde die Geschlechtergeschichte immer auch das andere Geschlecht mitdenken und so Frauen-, Geschlechter- und Männergeschichte in einem betreiben. Selbst Relationen innerhalb der Geschlechter ließen sich mit dem *gender*-Ansatz bewältigen, stünden diese doch immer in Relation zum polaren Referenzsystem.

Wie konstruierten und inszenierten Männer Männlichkeit/en und welche Bedeutung hatte dabei das Sexuelle? Diese Frage zieht sich als roter Faden durch die meisten anderen Aufsätze. Ralf-Peter Fuchs zeigt anhand westfälischer Schmähschriften aus der Frühen Neuzeit, dass Juristen mit ihren Verbalinjurien neben der beruflichen Qualifikation vor allem auch die ‚Ehre‘ des Kontrahenten angriffen. Innerhalb des männlichen Ehrkonzepts wiederum spielten der ‚Familienkorpus‘ und in diesem die weibliche ‚Ehre‘ und Sexualität eine große Rolle. Daneben parlierten die Juristen im verbalen Kräfteressen mit intellektuellem Vermögen und metaphorischer Brillanz. Weder geistige noch körperli-

che Kräfte waren es, so Katrin Keller, die Friedrich August von Sachsen den Beinamen „der Starke“ eintrugen. Keller zeigt, dass der Herrscher vielmehr seine angebliche sexuelle Potenz und große Zahl von Mätresen einsetzte, um Macht und Männlichkeit zu demonstrieren. Wenn man in späterer Zeit über „August den Starken“ schrieb, stand ebenfalls der Konnex von sexueller und politischer Potenz im Mittelpunkt. Während ihn die einen als Widerpart bürgerlicher Sittlichkeit sahen und von ihm ein Bild des Lasters und der Ausschweifungen zeichneten, galt er anderen als Inbegriff des hyperpotenten Liebhabers und als einzigartige Verkörperung von Männlichkeit. Wie sehr sich Männer (auch) in früheren Jahrhunderten über sexuelle Potenz definierten, exemplifiziert auch Gudrun Gersmann anhand eines Zaubereiprozesses aus dem frühen 18. Jahrhundert. Der gerichtliche Streit um ein von einer Frau verletztes/verhextes männliches ‚Gemächt‘ offenbart dabei den Zusammenhang von Sexualität und Gewalt wie auch die kollektiven männlichen Ängste vor Kastration und Verlust körperlicher Unversehrtheit. Die angeklagte Frau wurde nicht nur vor Gericht gestellt, sondern auch von einer Männergruppe mittels brutaler körperlicher Gewalt zur Raison gebracht. Dieser Fall des „Hexenännekens“ diente bis ins frühe 20. Jahrhundert als Projektionsfläche für rückwärtsgerichtete Frauenbilder und tiefreichende Ängste vor männlichkeitsraubenden ‚Hexen‘ und *femmes fatales*. Ebenfalls sexualisiert wurden die Männerbilder in Soldatenliedern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Laut Silke Göttisch vermittelte man den Rekruten auf diese Art und Weise ein sorgloses und ungebundenes Leben jenseits aller sozialen Differenzen. Uniform, Waffen und militärische Auftritte sollten die Zuneigung von Frauen verschaffen und den Weg in den bürgerlichen Ehehafen ebnen. Anders als die Rekrutenlieder handelten die Lieder über Soldaten im Krieg von der Familie und dem Heim. Die ‚Familie‘ wurde dabei mit Heimatgefühlen aufgeladen und solcherart zur Legitimation des Krieges missbraucht. Göttisch betont, dass das traditionelle Männerbild mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und insbesondere mit den Kriegserfahrungen des 19. Jahrhunderts radikal verändert wurde. Militarisierung und soldatische Disziplinierung des Mannes waren die Folge.

Angela Taegers Beitrag zeigt, dass auch die Pariser Polizei, die im 18. Jahrhundert gegen Sodomiten vorging, disziplinierende Absichten hatte. Die polizeilichen Ausforschungen wurden gerade zu der Zeit intensiviert, als die Zahl der strafrechtlichen Verurteilungen abnahm. Anders als im Titel angekündigt, handelt der Beitrag Taegers weniger von sodomitischen Karrieren als von den polizeilichen Ambitionen, sich im Feld der nichtreproduktiven Sexualität zu professionalisieren. Nach Taeger hätten die polizeilichen Regulations- und Definitionsbestrebungen dazu geführt, dass die ‚Sodomie‘ bei den Betroffenen wie auch in einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde. Galt Sodomie noch Mitte des 18. Jahrhunderts als sexuelle Varianz, sah man sie Ende des Jahrhunderts bereits als soziosexuelle Devianz. Im Gegensatz zu dem von Foucault postuliertem Systemwechsel – die repressive Todesmacht sei durch eine positive Biomacht abgelöst worden –, kommt Taeger zum Schluss, dass das repressive Regelungswerk neben der zunehmend permissiven Rechtspraxis weiterbestanden hätte. Rund einhundert Jah-

re später unterwarf man die Homosexualität endgültig der medizinischen und psychiatrischen Definitionsmacht. In seinem Beitrag über Homosexuelle im München der Jahrhundertwende ist Stephan R. Heiß weniger an den Auswirkungen dieser Identitätskonstruktion interessiert, sondern an der homosexuellen Subkultur im Allgemeinen. Ähnlich den schon für andere Städte durchgeführten Studien über die schwule Subkultur rekonstruiert er mittels Gerichts- und Polizeiakten Skandale, Lebensgeschichten, Beziehungen und ‚Orte‘. Dabei konzentriert er sich allerdings auf den deviant-sexuellen Teil schwuler Biografie und Sozialgeschichte, explizit männergeschichtliche Perspektiven sucht man bei ihm vergebens.

Der abschließende Aufsatz von Stefan Zahlmann über Männlichkeitskonzepte und Partnerschaft im Spielfilm der DDR unterscheidet sich nicht nur auf Grund seiner Länge von den restlichen Beiträgen des Bandes. Er knüpft auch an das hohe theoretische Niveau der Einleitung an. Am Beispiel von Heiner Carows Film „Bis daß der Tod euch scheidet“ analysiert Zahlmann konfliktuöse Männlichkeits- und Körperkonstrukte in den späten 70er Jahren. Er kritisiert an Butlers Theorie, dass die Instanzen Körper, Diskurs, Macht, Kultur etc. nicht verbunden würden und die Diskursivierung des Körpers deshalb nicht operationalisierbar sei. In Anlehnung an Wittgensteins Theorie der Sprachspiele will Zahlmann „Körperspiele“ ausfindig machen, in denen etablierte Körperkonzepte problematisch werden und so potenzielle Bruchlinien in der gesellschaftlichen Akzeptanz sozialer männlicher Körper markieren. Durch die Beobachtung des Körperspiels soll herausgefunden werden, wie „soziale Körperkonzepte in historischer Perspektive definiert, gesellschaftlich etabliert oder auch ausgetauscht werden“ (228). Zahlmann kommt zum Ergebnis, dass Ende der 70er Jahre zwei Männlichkeitskonzepte aufeinander stießen und im Film dramatisch umgesetzt wurden: Einerseits sah man in Männern noch immer liebende und verantwortungsbewusste Versorger der Familie. Andererseits hätte diese Identität gegenüber berufstätigen Frauen nicht mehr konfliktfrei aufrecht erhalten werden können. Der Dialog der Geschlechter sei eskaliert, weil Männer die berufliche Eigenständigkeit der Frau als Verletzung des patriarchalen Anspruchs und als potenzielle sexuelle Untreue interpretiert hätten. Gleichzeitig aber wurden gewalttätige männliche Lösungsstrategien als inadäquat desavouiert und die so agierenden Männer zu sozialen Außenseitern gestempelt. Vor allem im Wandel der Körpersprache – sexuell aggressive Frauen und in ihrer körperlichen Integrität verletzte Männer – würden diese neuen sozialen Körper zum Vorschein kommen.

Gerade weil Zahlmann den Geschlechter- und Körperbegriff kritisch reflektiert und die Operationalisierung zentraler Kategorien – wie Diskurs und Körper – mit ins Spiel bringt, werden die theoretischen wie methodischen Unterschiede der Aufsätze der besprochenen Bände noch einmal deutlich. Resümierend kann wohl festgehalten werden, dass die meisten der hier versammelten Beiträge ebenso unter Geschlechtergeschichte firmieren könnten – wenn auch mit einer thematischen Schwerpunktsetzung in der Geschichte der Männer. „Männergeschichte“ erscheint damit eher als pragmatisches Etikett, denn als grundlegende Forschungsperspektive oder theoriebasierter Neuansatz. Neben den

Herausgebern haben sich primär jene Autor/inn/en auf eine neue Sichtweise eingelassen, die in den Quellen mit den Grenzen der Geschlechter und den Untiefen des Zweigeschlechterdenkens konfrontiert wurden. Nimmt man die hier vorgestellten Aufsätze als repräsentativ für den derzeitigen Stand der deutschsprachigen Männergeschichte, kann man nur zum Schluss kommen, dass das „Rinnsal“ noch keinen *eigenen* Weg gefunden hat. Dies wohl auch deshalb, weil noch nicht feststeht, ob die Männergeschichte ausgeschwemmten Läufen folgen oder neue Wege erschließen soll.

Franz X. Eder, Wien

Hanna Hacker, **Gewalt ist: keine Frau. Der Akteurin oder eine Geschichte der Transgressionen**. Königstein/Taunus: Verlag Ulrike Helmer 1998, 343 S., öS 307,00/DM 42,00/sFr 40,00, ISBN 3-89741-008-7.

Buchtitel liefern nicht nur Orientierungshilfen zu Inhalt und Thematik, sondern trachten auch danach, pointiert und originell zur Profilierung des jeweiligen Bandes in der ausufernden Masse der Neuerscheinungen beizutragen. Die Aufmerksamkeit von potenziellen Leser/inne/n soll geweckt werden. Die Provokation gelingt der neuesten Monografie (es handelt sich dabei um ihre überarbeitete Habilitationsschrift) der Wiener Soziologin und Historikerin Hanna Hacker: „Gewalt ist: keine Frau“. Unweigerlich verleitet er zu gegenteiliger Vermutung. Und die Dynamik sitzt – „Frieden ist: kein Mann“. Dass Frauen an sich das friedliche(re) und Männer an sich das gewalttätige(re) Geschlecht wären, wurde transdisziplinär vorwiegend von feministischen Wissenschaftlerinnen in den letzten Jahrzehnten als Konstruktion und Auswirkung der Dichotomisierung der Geschlechtscharaktere bzw. der Wirkungsgeschichte der Geschlechterverhältnisse in der Moderne dechiffriert. Mit der offenen Frage des Titels tritt der Untertitel ins Blickfeld: „eine Geschichte der Transgressionen“. Transgression bedeutet Übertretung. Geschlechtsspezifisch gedacht, werden damit Handlungsspielräume, die Frauen nicht zugänglich sind, Gesetze, die Frauen ausschließen oder kulturelle Normen assoziiert, die Frauen verschwinden lassen und deswegen als ‚frauenlos‘ bzw. männlich erscheinen. Hanna Hackers Protagonistinnen wagen sich über diese Grenzen: Was geschieht in diesen Prozessen und in diesen Brüchen des Überschreitens, des Hintersichlassens von Grenzen mit der Zuschreibung von Geschlechtsidentität/en? Der Buchtitel, in diesem Sinn kontextualisiert, wird selbst zum Teil der Ambivalenz/en, die die Lebenswelten der Transgressiven entscheidend prägten.

Das Buch handelt von Selbstentwürfen und Fremdefinitionen von Frauen bzw. von Akteur/inn/en, die mit einem weiblichen Ausgangsgeschlecht ausgestattet waren. Es handelt von Ausnahmefrauen, von Exzentrikerinnen, von Exaltierten und von Rebellinnen, deren Lebensentwürfe in ihrer Zeit, in ihrem Ort und in ihrem sozialen Milieu betrachtet, nicht mehrheitsfähig waren. Diesen Vergessenen und/oder Nochnicht-